

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



ABAEIARD UND HELOÏSE

Liebesbriefe

*Aus dem Lateinischen übersetzt
von Hans-Wolfgang Krautz*

Nachwort von Georges Duby

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

ERSTER BRIEF

Abaelards Trostbrief an seinen Freund (Die Geschichte seiner Niederlagen)

1 Oft sind es eher Vorbilder als Worte, die menschliche Leidenschaften entweder erregen oder besänftigen. Darum habe ich nach mancher in Deiner Anwesenheit an Dich gerichteten Trostrede beschlossen, an den Abwesenden ausschließlich mittels der Erfahrung meiner Niederlagen einen Trostbrief zu schreiben, damit Du im Vergleich mit den meinen erkennst, dass Deine entweder keine oder nur geringfügige Heimsuchungen sind, und Du sie geduldiger erträgst.

2 Ich bin geboren in der Stadt Palais, an der Grenze der Bretagne, ungefähr acht Meilen östlich von Nantes gelegen. Ein lebhaftes Temperament und eine für die wissenschaftliche Ausbildung leicht empfängliche Begabung waren Erbe meines heimatlichen Bodens oder meiner Abstammung. Mein Vater hatte sich etwas mit Wissenschaft befasst, ehe er den ritterlichen Waffenschmuck angelegt hatte, und später hat

er sich der Wissenschaft mit solcher Liebe hingegen, dass er darauf sah, alle seine Söhne zuerst wissenschaftlich auszubilden, ehe sie sich im Waffenh Handwerk übten. Und so geschah es auch. Ich war der Erstgeborene, und je lieber er mich hatte, desto sorgfältiger ließ er mich unterrichten. Ich aber hing den Wissenschaften umso brennender an, je weiter und leichter ich Fortschritte machte in ihrem Studium, und ich ließ mich von solcher Liebe zu ihnen verlocken, dass ich, allen kriegerischen Ruhmesglanz samt meinem Erbe und den Vorrechten meiner Erstgeburt den Brüdern hinterlassend, dem Hof des Mars völlig entsagte, um mich im Schoß Minervas erziehen zu lassen. Und da ich allen Beweisen der Philosophie die Rüstkammer der Dialektik¹ vorzog, legte ich meine bisherige Waffenrüstung ab und erkor mir statt der Kriegstrophäen die Gefechte der Disputationen. Ich wurde ein Nacheiferer der Peripatetiker², indem ich disputierend die Gegenden durchwanderte, von denen ich gehört hatte, dass dort das Studium dieser Kunst erstarke.

3 So kam ich denn auch nach Paris, wo von alters her diese Wissenschaft in höchster Blüte stand. Wilhelm von Champeaux³, der damals in diesem Fach in Wirklichkeit wie in seinem

Ruf hervorragend war, wurde mein Lehrer. Ich besuchte eine Zeit lang seine Schule und war anfangs bei ihm beliebt; bald aber wurde ich ihm höchst unbequem, da ich manche seiner Sätze zu widerlegen versuchte und mir wiederholt herausnahm, ihn mit Gegengründen anzugreifen, wobei ich ihm einige Male im Disputieren sichtlich überlegen war. Auch jene Mitschüler, die als hervorragend galten, nahmen dies mit umso größerer Entrüstung auf, je mehr ich als untergeordnet galt dem Alter und der Studienzeit nach. Und so begann die lange Kette meiner Niederlagen, die noch immer fort dauern, und je weiter mein Ruf sich verbreitete, desto heftiger entbrannte gegen mich fremder Neid. Es geschah, dass ich über die Kräfte meiner Jugend hinaus meiner Begabung zu viel zumutete und noch als ganz junger Mann danach trachtete, eine eigene Schule zu gründen, und schon fasste ich einen Platz ins Auge, um dies auszuführen: Melun, einen Ort, der damals als königliche Residenz offensichtlich bedeutend war. Mein Lehrer merkte es, und um meine Schule möglichst entfernt von der seinen zu halten, bot er, bevor ich seine Schule verließ, insgeheim alle Mittel auf, um die Einrichtung meiner eigenen zu verhindern und mir den Ort, der von mir vorgesehen war, weg-

zunehmen. Doch hatte er ebenda einige einflussreiche Herren des Landes zu Feinden; mit ihrer Hilfe führte ich meinen Plan durch, und gerade seine offenkundige Missgunst verschaffte mir die Zustimmung der Mehrzahl. Von dieser Probezeit meiner Schule an begann sich mein Name in der dialektischen Kunst so zu verbreiten, dass der Ruhm meiner Mitschüler und sogar der meines Lehrers allmählich erlosch. So geschah es, dass ich mir selbst mehr zutraute und nicht ruhte, bis ich meine Schule so schnell wie möglich nach Corbeil verlegt hatte, wo wegen der Nähe zu Paris sich meiner Angriffslust gewiss mehr offene Flanken zum Streitgespräch boten.

4 Es dauerte jedoch nicht lange, bis ich, von Überanstrengung im Studium zerrüttet, wegen einer Krankheit in meine Heimat zurückkehren musste. So war ich einige Jahre aus Frankreich sozusagen verbannt und wurde von denen, die die dialektische Wissenschaft reizte, besonders schmerzlich vermisst. Es verflossen einige Jahre, und als ich mich längst von meiner Krankheit erholt hatte, änderte Wilhelm von Champeaux, mein berühmter Lehrer und Archidiakon von Paris, plötzlich seine Lebensweise, indem er in den Orden der regulierten Chorherren⁴ eintrat –

man sagte, mit der Absicht, auf diese Weise für frömmere gehalten zu werden und sich dadurch zu umso höherer Würde aufzuschwingen. Dies gelang ihm denn auch in kürzester Zeit: Er wurde Bischof von Châlons, ohne dass ihn diese Umgestaltung seines Lebens von Paris oder von der gewohnten Beschäftigung mit der Philosophie fernhielt; vielmehr hielt er eben in dem Kloster, in das er sich aus Frömmigkeit zurückgezogen hatte, öffentliche Vorlesungen in gewohnter Manier. Damals kehrte ich zu ihm zurück, um Rhetorik bei ihm zu hören; abgesehen von mancherlei sonstigen gemeinsamen Disputationsversuchen brachte ich ihn durch unumstößliche Beweisgründe dahin, dass er seine alte Lehre von den Universalien⁵ abänderte, ja gänzlich verwarf. Seine Lehre von der Gemeinsamkeit der Universalien bestand darin, dass er behauptete, ein und dieselbe Wesensbeschaffenheit sei in allen Einzeldingen ganz und zugleich, sodass diesen gewiss keine Verschiedenheit im Wesen zukomme, sondern nur eine Mannigfaltigkeit durch die Menge der Akzidenzien⁶. Nun änderte er seine Lehre insofern, dass er nicht mehr die Identität der Wesensbeschaffenheit behauptete, sondern nur ihre Ununterscheidbarkeit. Diese Frage galt aber bei den Dialektikern von jeher als eine der

wichtigsten in der Lehre von den Universalien, sodass selbst Porphyrius in seiner «Isagoge»⁷, als er über die Universalien schrieb, sie nicht zu entscheiden wagte, sondern nur sagte: «Dies ist ein sehr weitläufiges Unternehmen.» Da nun Wilhelm von Champeaux in diesem Punkt seine Lehre geändert oder vielmehr unfreiwillig aufgegeben hatte, gerieten seine Vorlesungen dermaßen in Misskredit, dass man ihm kaum noch gestattete, die übrigen Lehrstücke der Dialektik zu lesen, als hätte diese ganze Wissenschaft ihren Kernpunkt in dieser Lehre von den Universalien.

5 Unter diesen Umständen gewann meine eigene Schule so viel Ausstrahlungskraft und Geltung, dass jene, die meinem Meister zuvor recht eifrig anhängen und meine Lehre früher am heftigsten bekämpft hatten, in meine Schule eilten; ja selbst der, der an der Schule zu Paris meinem Meister im Lehramt nachfolgte, bot mir seinen Lehrstuhl an, um sich mit den andern ebenda meiner Meisterschaft anzuvertrauen, wo einst unser gemeinsamer Meister geblüht hatte. Erst wenige Tage leitete ich dort das Studium der Dialektik; mit welchem Neid begann mein Meister sich da zu verzehren, in welchem Schmerz zu rasen – das ist nicht leicht

darzustellen. Außerstande, das Rasen des empfundenen Unglücks länger zu tragen, griff er mich tückisch an, um mich auch jetzt wieder zu verdrängen. Da er in dem, was er offen tun konnte, nichts gegen mich vermochte, setzte er aufgrund von übelsten Beschuldigungen durch, dem Mann die Lehrbefugnis zu nehmen, der mir seinen Lehrstuhl überlassen hatte, worauf einer meiner Gegner an seine Stelle rückte. Daraufhin kehrte ich nach Melun zurück und richtete dort meine Schule ein wie früher, und je unverhüllter seine Missgunst mich verfolgte, desto mehr trug sie mir Ansehen ein – nach dem Dichterwort:

«Die Größe macht der Neid zu seinem Ziel,
Am schärfsten weht der Sturmwind auf den
Höhn.»⁸

Bald darauf merkte Wilhelm, dass fast alle seine Schüler an seiner Frömmigkeit zweifelten und sich allerhand über seine Bekehrung zuraunten, da er sich nicht im Geringsten veranlasst gesehen hätte, sich aus der Hauptstadt zurückzuziehen. Nun siedelte er mit seinem Konventikel und mit seiner Schule an einen von der Stadt Paris ziemlich entfernten Ort über. Als bald kehrte ich von Melun nach Paris zurück, weil ich hoffte,

zukünftig Ruhe vor ihm zu haben. Da jedoch, wie gesagt, mein Platz noch von meinem Gegner eingenommen war – das hatte er erreicht –, schlug ich das Lager meiner Schule außerhalb der Stadt auf dem Hügel der heiligen Genoveva⁹ auf, als wollte ich den Belagern, der meinen Platz eingenommen hatte. Auf die Kunde davon ging mein Meister unverfroren sogleich nach Paris zurück; was er noch an Schülern haben konnte, brachte er samt seiner kleinen Bruderschaft in seinem alten Kloster unter; es sah aus, als wollte er den Posten, den er alleingelassen hatte, von unserer Belagerung befreien. Allein: Während er ihm nützen wollte, schadete er ihm besonders. Vorher nämlich hatte jener noch etliche Schüler gehabt, hauptsächlich wegen seiner Vorlesungen über Priscianus¹⁰, in denen er noch am ehesten etwas taugte, wie man annahm. Nachdem der Meister aber angekommen war, verlor er vollends alle und war so genötigt, die Leitung der Schule aufzugeben, und nach noch nicht langer Zeit hat auch er, am Ruhm dieser Welt für immer verzweifelnd, sich zum klösterlichen Leben bekehrt. Welche Gefechte in Disputationen meine Schüler nach der Rückkehr meines Meisters mit ihm selbst wie mit seinen Anhängern ausgefochten haben und wel-

che Glückswendungen das Schicksal in diesen Kämpfen mir und den Meinen gönnte, das hat Dir längst der weitere Verlauf von selbst gezeigt. Kühn, wenn ich auch bescheidener spreche, darf ich jenes Wort des Ajax anführen:

«Und fragt ihr nach dem Schicksal dieses Kampfs:
Er hat mich nicht besiegt.»¹¹

Wollte ich darüber schweigen, so spricht schon der Verlauf laut für sich, und der Erfolg der Sache selbst bezeugt es.

6 Während dies geschah, drang meine geliebte Mutter Lucia in mich, nach Hause zu kommen. Sie bereitete sich nach der Bekehrung meines Vaters Berengar zum Mönchsgelübde darauf vor, es ebenfalls abzulegen. Als dies vollbracht war, kehrte ich nach Frankreich zurück, hauptsächlich um Theologie zu studieren. Denn damals prunkte mein schon oft genannter Meister Wilhelm von Champeaux innerhalb seines Bistums Châlons. Die größte Autorität auf diesem Gebiete besaß jedoch seit langer Zeit sein Lehrer Anselm von Laon¹².

7 Ich besuchte also die Schule dieses alten Mannes, der freilich seinen Namen mehr einer

langjährigen Routine zu verdanken hatte als seiner Begabung oder Gedächtniskraft. Wer in irgendeiner Frage unsicher an seine Tür pochte, um ihn aufzusuchen, der kehrte noch unsicherer zurück. Zwar war er bewundernswert in den Augen der Zuhörer, aber ein Nichts nach Ansicht von Fragenden. Er verfügte über eine ungewöhnliche Redegewandtheit, aber sie war gedankenarm und vernunftleer. Das Feuer, das er entzündete, füllte sein Haus nur mit Rauch, statt es zu erleuchten. Er glich einem Baum, der in seinem Blätterschmuck, wenn man ihn von Weitem anschaute, stattlich aussah, und doch, wenn man sich näherte und ihn genauer betrachtete, sich als unfruchtbar erwies. Als ich hinzutrat, um Früchte von ihm zu sammeln, fand ich in ihm jenen Feigenbaum, den der Herr einst verfluchte,¹³ oder jene alte Eiche, mit der der Dichter Lukan den Pompejus vergleicht, indem er sagt:

«Vom großen Namen lebt ein Schatten,
Wie im fruchtbaren Feld noch raget der
Eichbaum.»¹⁴

Nachdem ich dies herausgefunden hatte, blieb ich nicht mehr viele Tage müßig in seinem Schatten liegen, sondern besuchte seine Vor-

lesungen immer seltener. Einige seiner bedeutendsten Schüler waren nun darüber empört, dass ich zum Verächter eines solchen Meisters würde. Daher brachten sie auch ihn heimlich gegen mich auf und machten mich durch üble Verleumdungen bei ihm verhasst. Eines Tags geschah Folgendes: Nach dem Vergleich einiger Thesen unterhielten wir uns in zwangloser Weise. Einer meiner Mitschüler fragte mich in der Absicht, mir eine Falle zu stellen, was ich vom Lesen der Heiligen Schrift halte. Ich, der ich bis jetzt nur weltliche Wissenschaft getrieben hatte, antwortete, dass es kein heilsameres Studium gebe als das der Bibel, weil man daraus das Heil unserer Seele erkenne; nur müsse ich mich darüber sehr wundern, dass den Gelehrten zum Verständnis der Auslegungsmöglichkeiten der heiligen Schriftsteller nicht der einfache Text und etwa die Glossen¹⁵ dazu genügen, sondern dass sie noch weitere Anleitung nötig hätten. Darüber lachten die meisten Anwesenden, und man fragte mich, ob ich mir zutraue und dazu fähig sei, dies in Angriff zu nehmen. Ich erwiderte, dass ich zur Probe bereit sei, wenn sie es wollten. «Gewiss wollen wir», antworteten sie mir unter Geschrei und erneutem Gelächter, «man soll Euch deshalb für einen Kommentar irgendeine

wenig bekannte Schriftstelle suchen und Euch übergeben, und wir wollen daran erproben, was Ihr verspricht.»

8 Sie einigten sich nun auf ein höchst dunkles Kapitel des Propheten Ezechiël; nachdem ich die Stelle für den Kommentar erhalten hatte, lud ich sie schon auf den folgenden Tag zu einer Vorlesung ein.

Sie jedoch gaben mir gegen meinen Willen einen Rat und meinten, eine so wichtige Sache dürfe man nicht übereilen; da ich in diesem Fach doch noch unerfahren sei, müsse ich mehr Zeit auf die Ausarbeitung und Absicherung meiner Auslegung verwenden. Allein ich antwortete gereizt, es gehöre nicht zu meiner Gewohnheit, mit Routine weiterzukommen, sondern mit Genialität; und ich fügte hinzu, ich werde überhaupt die ganze Sache aufgeben, wenn sie sich nicht ohne Verzug zu der Vorlesung einfinden wollten, wann ich es wünsche. Zu meiner ersten Vorlesung fanden sich nun allerdings nur wenige ein; den meisten erschien es lächerlich, dass ich – bisher ganz unbewandert im Studium der Heiligen Schrift – dies so übereilt in Angriff nehme. Denen aber, die meiner Vorlesung beiwohnten, gefiel sie so gut, dass sie sie in höchsten Tönen lobten und drängten, meine Erklärung

nach dieser meiner Methode fortzusetzen. Als dies bekannt wurde, beeilten sich auch die um die Wette, die bisher ferngeblieben waren, in die zweite und dritte Vorlesung zu kommen, und waren eifrig darauf bedacht, sich von den Erläuterungen, die ich am ersten Tag begonnen hatte, noch eine Abschrift zu verschaffen.

Die Folge davon war, dass der erwähnte alte Mann von heftiger Eifersucht befallen wurde, und da er schon vorher, wie ich oben erwähnte, durch mancher Leute Einflüsterungen gegen mich aufgehetzt war, verfolgte er mich nun wegen meiner theologischen Vorlesungen gerade so, wie es einst Wilhelm wegen der philosophischen getan hatte.

9 Es waren damals in der Schule dieses alten Mannes zwei, die alle Übrigen auszustecken schienen: Alberich von Reims und Lotulf aus der Lombardei¹⁶; je mehr sie von sich selbst eingenommen waren, desto tiefer waren sie gegen mich erbittert. Von deren Verleumdung, wie man nachher feststellte, wurde jener alte Mann so sehr verwirrt, dass er mir auf unverschämte Art untersagte, das begonnene Unternehmen der Erläuterung am Ort seiner Lehrtätigkeit fortzusetzen, indem er den Grund vorschützte, es könne, wenn ich womöglich bei jenem Un-

ternehmen etwas im Irrtum niederschriebe, ihm zur Last gelegt werden. Als dies meinen Schülern zu Ohren kam, war ihre Entrüstung gewaltig über eine so offenkundige Intrige aus Brotneid, wie sie niemanden je schlimmer getroffen hatte. Je offenkundiger sie war, umso ehrenvoller war sie für mich, und durch die Verfolgung machte sie mich noch berühmter.

10 So kehrte ich denn auch nach wenigen Tagen nach Paris zurück und hatte dort den mir schon längst bestimmten und angebotenen Lehrstuhl, von dem ich zunächst vertrieben worden war, einige Jahre in Ruhe inne; gleich im Anfang meiner Wirksamkeit bemühte ich mich, jene Glossen zu Ezechiel zu vollenden, die ich in Laon begonnen hatte. Dieses Werk wurde bei den Lesern so günstig aufgenommen, dass sie glaubten, ich hätte keine geringere Ausstrahlungskraft in der theologischen Vorlesung erreicht, als sie sie in der philosophischen erlebt hatten. Die Begeisterung für meine Vorlesungen in beiden Fächern vermehrte die Zahl meiner Schüler ganz erheblich; welcher Gewinn, welcher Ruhm mir daraus erwuchs, das hat auch Dir vom Hörensagen nicht unbekannt bleiben können. Allein das Glück hat von jeher die Toren aufgebläht; die Sicherheit dieser Welt schwächt die Spannkraft der

Seele und entkräftet sie leicht mit den Lockungen des Fleisches. So ging es auch mir: Schon hielt ich mich für den einzigen Philosophen in der Welt, der von keiner Seite mehr eine Verunsicherung zu fürchten brauche, und ich, der bis jetzt streng enthaltsam gelebt hatte, begann nun, meinen Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen. Je mehr ich in Philosophie und Theologie Fortschritte machte, desto weiter blieb ich mit meinem unreinen Lebenswandel hinter den Philosophen und den Heiligen zurück. So viel steht fest, dass die Philosophen und noch mehr die Heiligen, das heißt die, die sich nach den Geboten der Heiligen Schrift richten, besonders im Glanz ihrer Enthaltensamkeit prangten. Ich nun war ganz und gar von Stolz und Sinnlichkeit befallen, aber die göttliche Gnade hat mir Heilung von beiden Krankheiten gebracht, freilich gegen meinen Willen, und zwar zuerst von der Sinnlichkeit, dann vom Stolz: von der Sinnlichkeit, indem sie mich dessen beraubte, womit ich sie ausgeübt hatte; vom Stolz, der meinem Wissen entstammte – denn «Wissen bläht auf», sagt der Apostel¹⁷ –, indem sie mich durch die Verbrennung jenes Buches, dessen ich mich am meisten rühmte, demütigte.

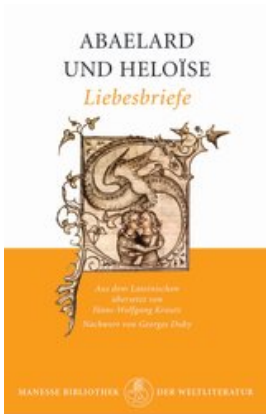
11 Ich möchte, dass Du beide Geschichten

wahrheitsgetreuer aus ihrem wirklichen Verlauf als vom Hörensagen kennenlernst, in der Reihenfolge, in der sie sich zutrug. Weil ich vor dem schmutzigen Verkehr mit Dirnen immer zurückschreckte und mich vom Treffen und Umgang mit vornehmen Damen durch die Beharrlichkeit meines Studiums abhalten ließ, überhaupt vom Umgangston gegenüber weltlichen Frauen nicht viel verstand, fand das schlimme Schicksal, wie man sagt, mir schmeichelnd eine umso bequemere Gelegenheit, mich noch leichter vom Gipfel meiner Größe herabzustürzen – ja vielmehr die göttliche Güte wollte mich, den Überstolzen und vor der empfangenen Gnade Undankbaren, gedemütigt für sich retten.

12 Es lebte in Paris ein junges Mädchen namens Heloïse, die Nichte eines Kanonikus Fulbert, der sie, je mehr er sie liebte, umso sorgfältiger in jeder Wissenschaft, wo er nur konnte, zu fördern bestrebt war. Gehörte sie schon ihrem Äußern nach nicht zu den Letzten, so war sie durch den Reichtum ihrer Bildung weitaus die Erste. Denn je seltener man diesen Vorzug wissenschaftlicher Bildung bei Frauen findet, desto mehr empfahl er dieses Mädchen, das sich dadurch bereits im ganzen Lande einen hervor-

ragenden Namen gemacht hatte. Sie, die ich mit allem geschmückt sah, was Liebhaber anzulocken pflegt, gedachte ich nun, da sie eher willfährig war, zur Liebe an mich zu fesseln, und meinte, dies werde mir ein Leichtes sein. Mein Name war damals hoch gefeiert, und ich stach im Reiz meiner Jugend und Schönheit hervor, sodass ich keine Zurückweisung fürchten zu müssen glaubte, wenn ich eine Frau meiner Liebe würdigte, mochte sie sein, wer sie wollte. Von diesem Mädchen aber glaubte ich, dass sie sich mir umso lieber hingeben werde, als sie wissenschaftliche Bildung besaß und schätzte, wie ich wusste. Ich sagte mir, dass wir selbst in Abwesenheit noch schriftlich miteinander verkehren konnten, dabei das meiste verwegener hinschrieben als aussprächen und so immer in angenehme Gespräche verwickelt wären.

13 In Liebe zu diesem Mädchen vollkommen entflammt, suchte ich nach einer Gelegenheit, um sie durch täglichen Verkehr in ihrem Hause mir vertraut zu machen und sie leichter zur Hingabe zu verleiten. Ihres Oheims eigene Freunde waren mir dabei behilflich, dass dies auch eintrat; ich kam mit ihm überein, dass er mich um eine beliebige Aufwandsentschädigung in sein Haus aufnehmen sollte, das ganz in der Nähe



Abaelard, Heloïse

Liebesbriefe

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 256 Seiten,
9,0 x 15,0 cm
ISBN: 978-3-7175-2316-1

Manesse

Erscheinungstermin: März 2014

Abaelard und Heloïse, eines der innigsten Liebespaare
der Weltliteratur

Welch glühende Bekenntnisse, welch unauf lösbare Bindung, welch verzweifelte und letztlich im Glauben triumphierende Passion! Abaelard, einer der wichtigsten Gelehrten des Mittelalters, und seine hochgebildete Schülerin Heloïse sind einander insgeheim verfallen. Mit der Schwangerschaft der jungen Frau kommt alles ans Licht: Das Paar heiratet nun im Stillen, ein Sohn wird geboren, aber Verrat setzt der Beziehung ein jähes Ende. Ein gutes Dutzend Jahre vergeht. Als Heloïse zur Äbtissin aufsteigt und Abaelard sie und ihre Nonnen im Kloster Paraklet aufnimmt, beginnen sich die beiden wieder zu schreiben – es entsteht einer der fesselndsten Liebesdialoge der Weltliteratur. Die vorliegende Ausgabe versammelt den intimen Briefwechsel des Paares, bestechend durch seine leidenschaftliche Emphase und Wortgewandtheit.